

Ein Mann.

Von Camille Demonnier.

Und um ihn herum bleichten die Gelände, ohne daß er des nahenden Tages inne wurde. Noch immer lag er auf der Erde, das Haupt auf die Hände gestützt und mit stumpfen Blicken auf die Fensterscheiben starrend, wo sich jetzt statt des zarten Mondenscheines das rosige Tageslicht spiegelte.

Nun wurde das Gostor geöffnet; dieses Geräusch riß ihn aus seiner Betäubung auf. Wie gehebt lief er davon und irrte den ganzen Tag im Forste umher, eine Beute blutrünstiger Gedanken. Bei Anbruch der Nacht kehrte er an seinen früheren Lauerposten zurück, bemüht, mit seinen wilden Blicken die Fensterscheiben zu durchbohren.

Ab und zu verließ er sein Versteck und näherte sich dem Hause, die Höhe der Fenster zu prüfen. Es war eine geheime Macht, die ihn vorwärtstrieb: er fühlte sich mit aller Gewalt zu dem jenseits der Wand ruhenden Körper hingezogen.

Neben dem Gitter des Obstgartens lag ein Stoß frisch gefällter Baumstämme, darunter einige von ansehnlicher Höhe. Er wählte den stärksten aus und lehnte ihn an die Hauswand; allein seine Hände zitterten; er befand sich nicht in der richtigen Verfassung für ein Wagestück.

Die Spitze des Baumstammes berührte das Giebeldach. Seine Arme um ihn schlingend, begann er hinaufzuklettern; doch der Baum knickte ein, und er fiel zu Boden. Er, der sonst so tapfer war, er fühlte sich jetzt von feiger Furcht erfaßt; wie gejagt rannte er in den Wald in der Meinung, verfolgt zu werden. Ueber dem Forste toste ein Gewittersturm wie ein brausendes Meer. Die untersten Aeste beugten sich bis zum Boden herab und peitschten ihm ins Gesicht. Er sah die gigantischen Massen des hohen Waldes vor sich schwanke. Bisweilen riß ein Wirbelwind alle Zweige empor, daß sie sich mit ihren zausigen Laubmähen hoch aufbäumten. Und unaufhörlich grollte der tausende Sturm, sang zu dem Knirschen der Wipfel im tiefsten Baß, bald schwächer, bald wieder stärker anschwellend, bis alle anderen Geräusche der Sturmesnacht in seinem Getöse untergingen.

Bis zum Morgen irrte er in diesem Grauen des Forstes. Der Aufruhr der Natur, die ebenso zerwühlt schien wie er, tat ihm wohl und linderte seine eigenen Schmerzen. Unmählich legte sich der Sturm, dafür aber stürzten Regengüsse hernieder. Und diese währten zwei Tage.

Cachaprès verließ den Wald und zog sich ins Dorf zurück. Er besaß nicht mehr als einen halben Taler. Das langte gerade, um sich für einen Nachmittag mit Brantwein Vergessenheit zu kaufen. Der gepfefferte Schnaps brannte in seinen Adern; er schmachtete nach üppigen Gelagen. Aber das Geld!

Da mußte wieder eine gewohnte Hilfsquelle, der Wald, herhalten. Acht Meilen wanderte er durch Dornen und Ginstergestrüpp, brach in die abgegrenzten Jagdgebiete ein und begann wieder sei rohes Mordgewerbe, für das ihn die Natur eigens geschaffen zu haben schien. Er fing zwei Rebe mit der Schlinge ein, brachte ein drittes mit einem Stoß zur Strecke, veranstaltete unter den Kaninchen ein Blutbad, mordete und wilderte, wo er nur konnte. Er hatte rechtzeitig Sorge getragen, daß die Händler benachrichtigt würden, und so gelangte das Wild unbemerkt von den Gendarmen in die Stadt. Abends fand er sich mit wohlgefülltem Beutel in den Schenken ein, bezahlte mit großartigen Gebärden eine Flasche nach der anderen, und gab sich alle erdenkliche Mühe, den Bauern durch sein Benehmen zu imponieren. Bier, Wein und Schnaps verschafften ihm Erleichterung; bei Alkohol und Geschwäg mußte sein Kummer schweigen. Bisweilen schlug er im Rausche alles kurz und klein und zahlte dann ohne zu murren, sich in seinem törichtesten Vagabundenstolz an solchen Späßen ergözend. Er gab laut seine Verachtung gegen die Kanakillen, die Forstbüter, Lund, trotz aller Gendarmen seine Abenteuer erzählend. Das Haupt in den Nacken geworfen, stand er aller Vorsicht zum Hohne bei den Tischen und verblüffte die Bauern durch seine bramarbasierenden Reden. Er rauchte schwere Zigarren, warf mit vollen Händen Geld unter die Birnen, denen er mit

Vorliebe den Busen zu entblößen pflegte, um sie dann spottend stehen zu lassen, von Ekel erfaßt gegen alles, was Liebe hieß.

Diese Ausschweifungen betäubten ihn zwar, allein sie vermochten ihn nicht gänzlich zu berauschen. Manches Mal sogar verfehte ihn das Bier in eine noch wildere Verzweiflung. Dann saß er, den Kopf in die Hände vergraben, in irgendeinem Winkel der Wirtsstube und wühlte in trüben Erinnerungen. Das Leben war ihm widerwärtig geworden: er wünschte sich, daß sein Kadaver schon am Rande einer Dichtung verweste; und mit geballten Fäusten schlug er in die Luft. Mit Verwunderung sahen die Bauern den Niesen so heftig leiden. Als eines Abends jemand den unglücklichen Einfall hatte, ihn gutmütig zu necken, begann er zu rasen. Es kam zu einem heftigen Wortgefecht, das sicherlich in eine Schlägerei ausgeartet wäre, hätten ihm die anderen Bauern nicht rechtzeitig den Spötter aus den Händen gerissen. So beschränkte er sich darauf, achselzuckend zu erklären, daß er der ganzen Bande die Rippen zerbrechen könnte, wenn er bloß wollte. Man ließ ihn ruhig reden.

Er spielte; die Aufregung von Gewinn und Verlust tat ihm wohl. Zu allem und jedem war er bereit, was seinen inneren Wunden Linderung brachte. Er ging die törichtsten Wetten ein und brüstete sich mit seinen Kräften. Einmal wettete er, mit einem Sack Kartoffeln unter jedem Arm vor allen Leuten zu tanzen. Und er gewann die Wette. Ein andermal wettete er, einen halben Liter Bier auf einen Zug zu trinken und das zehnmal nacheinander zu wiederholen; und abermals gewann er die Wette.

Die Mittel zu diesem verschwenderischen, unsinnigen Leben flossen ihm von dem täglich erlegten Wilde zu. Er nannte den Wald sein „Kapital“, von dem ihm seine Einkünfte kamen, und verhöhnte und verspottete die anderen Wilddiebe, die weniger verwegen als er, in beständiger Angst vor den Gendarmen lebten. Nie war er kühner gewesen als jetzt. Er verabschiedete sich von den Wirtshausgästen, indem er ankündigte, er gehe jetzt Schlingen auslegen, und schlug demonstrativ den Weg nach dem Walde ein.

Der Forstaufseher dieses Reviers, ein betagter Mann, den die Gicht plagte, hatte sich anfangs ganz allein an die Verfolgung des Spitzbuben gemacht; aber ebenfugut hätte man eine Schildkröte einem Eichhörnchen nachsehen können. Da meldete er der Forstverwaltung, daß Cachaprès die Wälder verheere und erhielt daraufhin zwei Gendarmen zur Unterstützung. Nun waren ihm alle drei auf den Fersen, kundschafeten auch, wenn nötig, in den Schenken, in denen er sich herumtrieb. Da und dort tauchte eine fremde Gestalt auf, die sich mit geheimnisvoller Miene an einem Nebentische niederließ, scheinbar ohne auf seine Prahlereien zu hören. Dann entfernte sie sich wieder und erzählte das Erlauschte den Gendarmen. Später sahen ihn diese pfeisend, mit seinem federnden Gang vorübergehenden und in aller Seelenruhe im Walde verschwinden.

Eines Abends beobachteten sie ihn im Dickicht, wie er sich eben mit einer unerkennbaren Gebärde bückte, eine Schlinge zu legen. Hinter einem Busch warteten die drei zusammengeduckt, bis er fertig war. Er erhob sich, ging eine kurze Strecke und bückte sich neuerdings mit derselben Bewegung wie früher. Auf diese Weise führte er sie zwei Stunden lang spazieren, seine Schlingen so unbekümmert auslegend, wie nur jemand, der sich unterm Schutze des Dickichts völlig in Sicherheit fühlt.

Die Nacht brach an. Er verschwand in der Finsternis. Diesmal waren die Gendarmen ihrer Sache sicher. Jeder von ihnen stellte sich an einem anderen Posten auf, in der festen Ueberzeugung, der Bursche würde mit Tagesanbruch nach seinen Schlingen sehen. Der Morgen kam: Cachaprès nicht. Da schlich sich einer zum anderen hin, und sie mußten sich kleinlaut gestehen, daß sie genaßführt worden seien. Während sie ihm in der eisigen Morgenluft halb erfroren aufgelauert hatten, war er gemächlich zu den Schlingen geschlüpft, die er eine halbe Meile weiter ausgelegt hatte.

Nun begannen die Gendarmen zu wüten. Sie besaßen Forstgehilfen zu ihrer Verstärkung und veranstalteten Tag und Nacht Streifungen im Walde.

Cachaprés war nicht zu fassen. Manchmal sah man ihn ganz deutlich zwischen den Stämmen auftauchen — und in der nächsten Minute war er zu einem Schattengebilde zerstoßen, das sich im Dunkel des Abends verlor. Der Wald war ihm zum Helfershelfer geworden. Bald kletterte er auf die Bäume und verbarg sich in ihren buschigen Kronen, bald warf er sich hinter einem Gebüsch flach auf die Erde, verkroch sich im dünnen Laub, barg sich, braun wie die Scholle, in der geringsten Vertiefung des Bodens, oder fand, schwarz wie die Nacht, im tiefen Mysterium des Waldes sicheren Schutz. Ohne seiner gewahr zu werden, gingen die Wächter an ihm vorüber. Eines Nachts, als er in den Wipfeln einer Eiche saß, sah er sie flüsternd, auf leisen Sohlen schleichend, des Weges kommen und den Lauf ihrer Flinten im Mondlicht glitzern. Er ließ sie ruhig vorüberziehen, dann brach er auf seinem lustigen Sitz in ein schallendes Gelächter aus, das weithin über das Raunen des Forstes tönte. Da blieben sie wie versteinert stehen.

Ein andermal waren sie vollständig durchfressen, bis auf die Haut durchnäht durch Schmutz und Regen gestapft, während Cachaprés behaglich in einer Schenke saß, schwätzte, zechte und der armen Teufel spottete, die da draußen vergeblich auf ihn warteten.

Inzwischen wurde das Wild im Walde immer seltener. Die früher so dichten Rudel der Rehböcke wurden allmählich arg gelichtet. Die Rehe irrten ängstlich umher, vergebens nach ihren Fickeln suchend. Die Männchen riefen umsonst nach ihren Weibchen. Cachaprés ward ein noch ärgerer Wüterich. Eines späten Abends, als das ganze Dorf schlief, legte er vor die Türe des Anführers der Gendarmen sechserlei Meßklauen mit verschiedenen ausgebildeten Kerfen nieder und zeichnete, da er seinen Namen nicht schreiben konnte, mit Kreide ein großes Kreuz daneben. Beim Aufwachen fand der Gendarm den Schabernack. Die Bewachung wurde verschärft. Vergebens!

Cachaprés schien ein unbeflegbarer Gegner; er wußte allen Fallen zu entfliehen, alle Nachforschungen zunichte zu machen. Suchte man ihn rechts, so manövrierte er links. Die Großpächter ausgenommen, die mit der Obrigkeit gemeinsame Sache machten, hatte er alle Kleinbauern für sich, die ihn mit genauen Informationen versahen. Freigebig mit Bier und Geld, brachte er ihnen überdies noch Wild, das er mit ihnen hinter geschlossenen Türen verpeiste.

Schließlich aber geriet ihm seine Prokurrei gegenüber anderen Wilderern zum Verderben. Bei diesen, die durch seine Brählereien in den Schenken arg erboht waren, gefellte sich noch eine Art Brotneid hinzu, und sie beschloßen untereinander ihn auszuliefern. Cachaprés, der immer nur für sich allein arbeitete, war den anderen, die meist zu zweit oder dritt manövrierten, ein Dorn im Auge; nicht nur, weil er den ganzen Ertrag seiner Beute allein einsteckte und ein sorgenfreies Leben führte, sondern auch wegen seines wunderbaren Witterungsinstandes, dank welchem ihm immer die herrlichste Beute zufiel.

(Fortsetzung folgt.)

Reichspostbuchhandel.

Der Kreis der öffentlichen Aufgaben, die dem Staate oder der Gemeinschaft zufallen, erweitert sich immer mehr, wirtschaftliche und kulturelle Forderungen sind in umfassender Weise heute weniger denn je vom einzelnen zu erfüllen und die kollektive, dann die staatliche Organisation solcher Aufgaben will die privatwirtschaftliche Unternehmung immer häufiger ablösen. Nicht deshalb, weil es der Staat in allen Fällen besser machen kann, als der einzelne Unternehmer, nicht auch deshalb, weil öffentliche Mittel etwa leichter für solche Zwecke fließen: der Staat kann bei der Schwerefälligkeit, die der bürokratischen Verwaltung anhaftet, nicht so fit sein, wie etwa der kaufmännische Geschäftsmacher, der das Risiko als Prämie gegen den zu erwartenden Gewinn setzt und bei dem rasch und praktisch zugreifen den Gewinn schon halb in der Tasche haben heißt. Aber es ist eben die Reaktion gegen die skrupellose privatwirtschaftliche Ausnützung öffentlicher Zwecke, daß sich die Tendenz zur staatlichen und kommunalen Regieunternehmung immer mehr durchsetzt, nicht nur als Verwirklichung parteiprogrammatischer Forderungen, sondern auch aus der Einsicht des Besseren.

Natürlich wird jede Vergesellschaftung irgendwelche privatwirtschaftliche Zirkel stören und aus diesem Grunde Widerpruch erwecken, selbst da, wo die privatwirtschaftliche Betriebsform durchaus ungenügend ist oder sich der neueren Entwicklung nicht mehr ge-

wachsen zeigt. Sogar da, wo ein solches für die Vergesellschaftung reifes Gebiet nicht lokal begrenzt ist, sondern sich über das ganze Land erstreckt und eine zentralistische Organisation erheischt, würde eine staatliche Regieunternehmung im Anfang wahrscheinlich Protest erwecken und ebenso wird es schon der bloßen Anregung ergehen.

Das gilt besonders für den Buchhandel. Er ist der Träger der Beziehungen zwischen Buchzeuger und Buchläufer; das Buch selbst ist mehr oder weniger Massenfabrikat, das sich nur in seltenen Fällen auf den lokalen Konsum verlassen kann; es verfidert durch unzählige Kanäle in eine große Öffentlichkeit des In- und Auslandes. Hier ist der Zwischenhandel unvermeidlich als Empfänger und Vermittler der einzelnen Buchbestellung. Er ist zugleich auch der Lagerhalter der Verleger und so erfüllt er tatsächlich sehr wichtige und unvermeidliche Funktionen, indem er im Buchvertrieb die Vermittlung zwischen Produzent und Konsument übernimmt, den Verlauf des Buches durch seine Schaufensterauslage und durch das Vorrätighalten propagiert und schließlich vielleicht auch noch als Ratgeber beim Bücherkaufen wirkt. Denn es gilt bekanntlich das Bücherkaufen beinahe als eine noch größere Kunst, als das Bücher schreiben. So erscheint also der Buchhändler unentbehrlich und wichtig.

Und doch klagen die Sortimentsbuchhändler über große Not! Ihr Laden steht von oben bis unten voller Bücher und was davon verkauft wird, ist im Verhältnis recht wenig. Trotzdem die Bücher in Tausenden von Buchhandlungen lagern, klagen aber auch die Verleger bei den meisten Büchern über faulen Absatz, klagen die Verfasser über dieselbe Misere. Bei den neuerdings immer mehr um sich greifenden Verlegerpraktiken, den Autor nur nach der Maßgabe des Absatzes zu honorieren, oder bei Barhonorar dessen Höhe aus dem Grunde der Barzahlung zu beschneiden, wird das Bücher schreiben immer mehr — ein danklos Ding, voll Ungemach!

Das liegt zu einem großen Teile daran, daß die Verhältnisse auf dem Büchermarkt den Buchhändlern über den Kopf gewachsen sind. Die Bücherproduktion ist heute das Schulbeispiel einer unzweifelhaften Überproduktion. Es will fast so scheinen, als ob die kapitalistische Bücherproduktion nicht um wirklicher oder vermeintlicher literarischer oder kultureller Bedürfnisse wissen da sei, sondern daß sie getrieben werde von den buchzeugenden Industrien, die im Buche Ware sieht; unter literarisches Leben nimmt sich nicht viel anders aus, als industrielle Papierverwertung. Daß das Maß der Bücherproduktion auch tatsächlich mit der kapitalistisch-industriellen Entwicklung zusammenhängt, ergibt sich auch daraus, daß Länder mit lebhaft aufsteigender kapitalistischer Tendenz auch steigende Bücherproduktion haben; in Japan, das sich in seiner Entwicklung immer mehr dem durchgebildeten Kapitalismus nähert, übersteigt die Bücherproduktion sogar die von Deutschland, trotzdem dieses in Europa die höchste Bücherproduktionsziffer hat (1910: Deutschland 31 281, Japan 41 620 Bücherausgaben).

Die Überproduktion an Büchern ist also der Grund, daß Buchhändler, Verleger und Verfasser über mangelnden Absatz klagen. Für die Klagen der Sortimenter aber wird auch ein Umstand angeführt, der doch eigentlich die Vertriebsmöglichkeiten auf dem Büchermarkt vermehren sollte, nämlich die große Zahl der Sortimenter, und das könnte ein Beweis dafür sein, daß der Bücherkonsum doch nicht so, wie man annehmen sollte, durch den Sortimentsbuchhändler gefördert wird. Die gegenwärtige Form des Sortimentsbuchhandels ist zudem eine sehr komplizierte und auch kostspielige Organisation trotz der zur Forttoerparnis eingerichteten Maßregel des Vertriebes über Leipzig usw. Wenn auch von den Büchermassen im Buchladen kaum der zehnte Teil bezahlt ist, so bringt doch die Unterhaltung dieses Kommissionslagers so hohe Unkosten mit sich, daß der Verkaufspreis der Bücher dadurch sehr belastet wird; um 25 bis 50 Proz. des Ladenpreises verteuert sich das Buch auf dem Umwege über den Buchhandel. Es kommt so die sonderbare Tatsache zustande, daß der Buchhändler 25 bis 50 Proz. vom Ladenpreise erhält, der Autor, der das Buch geschaffen hat, aber in der Regel 10 Proz.; in das übrige müssen sich Verleger, Papierlieferant, Buchdrucker, Buchbinder usw. teilen und es muß auch noch die vom Verleger zu besorgende Propaganda bezahlt werden.

Diese ungenügenden Zustände drängen immer mehr nach einer durchgreifenden Reform. Die Bücherproduktion einzufchränken, kann niemandem einfallen; sie läßt sich auch nicht einschränken, denn sie ist schon durch die Verhältnisse sehr fühlbar eingedämmt und es werden tatsächlich drei bis viermal so viel Bücher geschrieben, als gedruckt auf den Markt kommen. Den Ladenpreis der Bücher zu erniedrigen, geht bei den Vertriebskosten nicht an und er ist bei großen Auflagen diesen Umständen angemessen schon auf das äußerste beschränkt und bei kleinen Auflagen deckt, so wie es jetzt ist, der Ladenpreis kaum die Kosten der Herstellung und des Vertriebes. Die Zahl der Sortimentsbuchhandlungen läßt sich natürlich auch nicht wesentlich vermindern; die Verhältnisse schaffen schon von selbst die nicht lebensfähigen Buchgeschäfte zur Seite und eine weitere Reduktion würde auf den Bücherabsatz möglicherweise doch ungünstig einwirken.

Eine Abhilfe der Mißstände liegt in anderer Richtung. Der Buchhandel krankt an einem prinzipiellen Organisationsfehler, der sich nachweisen läßt daran, daß zwei Organisationen, die aufeinander angewiesen sind, getrennt nebeneinander arbeiten, ohne sich gegenseitig genügend auszunutzen. Die andere Organisation, die eine ähnliche Aufgabe wie der Buchhandel zu bewältigen hat und es mit ähnlichen

Mitteln tut, ist die Post. Der Buchhandel könnte ein staatlicher Postbuchhandel, oder vielmehr ein Postbuchvertrieb sein. Alles, womit der Buchhandel arbeitet, die Brief- und Paletpost, die regelmäßig laufenden Post- und Bücherwagen, die Poststellen, sind bei der Post schon da, und sie könnten dem Buchvertrieb direkt dienstbar gemacht werden. In großen Städten würde sich dadurch eine Vermehrung der Poststellen möglich machen, in kleinen Orten könnten die nebenamtlich verwalteten Postagenturen voll ausgenutzt werden und es wäre jetzt auch hier eine Buchvertriebsstelle denkbar, wo sich ein privater Buchhändler nicht halten kann.

Tatsächlich hat die Post schon eine Abart des Buchhandels in ihren Organismus aufgenommen: die direkte Zeitungs-zustellung. Diese arbeitet mit einer erstaunlichen Billigkeit und Zuverlässigkeit, wie sie dem privaten Buchhandel, der die Zeitungen ehemals besorgte, gar nicht möglich war. Was für Zeitschriften möglich ist, läßt sich ohne prinzipielle Schwierigkeiten auch auf den Buchvertrieb, auf die Buchzustellung ausdehnen. Die große Zahl der Bucherscheinungen mag allerdings erschwerend ins Gewicht fallen, aber es gibt auch eine in die Tausende gehende Zahl von Zeitungen. Wie es einen Postzeitungskatalog gibt, der auf dem laufenden erhalten werden kann, so könnte es auch Postbücher-kataloge geben. Diese könnten wie die Verzeichnisse der Fernsprechtteilnehmer und der Postcheckkontoinhaber von Zeit zu Zeit für das Abonnement oder für den Einzelverkauf erscheinen. Ein Postbuch-lager sieht allerdings auf den ersten Blick sehr schwierig aus, aber eine gründliche Systematik des Postbuchverzeichnisses könnte das Lager entlasten. Daß ein Postbuchlager aber nicht undenkbar ist, geht aus einem praktischen Beispiel hervor: in Belgien geht die Regierung und die Postverwaltung mit dem Plane um, den Postanstalten Volksbibliotheken anzugliedern, aus denen die Bevölkerung genau so wie auch an anderen Bibliotheken Bücher entleihen kann. Die Post ist in der Lage, auf die billigste und direkteste Weise ihre Bücherbestände auszutauschen und dann ist nur noch ein Schritt zum Reichspostbuchhandel. Dann läßt sich sogar die Möglichkeit denken, daß die Post, wie sie Bücher verleiht, auch Bücher zur Ansicht und zur Werbung von Käufern hinausgibt.

Die Befürchtung, daß ein staatlicher Postbuchhandel, der ja nicht absolut Monopol sein müßte, zur Zensur mißliebiger Preßerzeugnisse verleiten könnte, wie es — ganz unberechtigterweise — die Eisenbahnbuchverwaltungen mit dem Bahnhofsbuchhandel treiben, läßt sich zerstreuen durch die Tatsache, daß heute schon die Post — mit wenig willkürlich versuchten und immer reparablen Ausnahmen — alle Preßerzeugnisse in Form von Zeitungen der verschiedensten politischen Richtungen bestellt. Dieses Prinzip könnte sie natürlich beim Vertrieb von Büchern nicht aufgeben: vielleicht ist ja auch, wenn es dahin kommt, der Staat ein anderer.

Es kann sich hier nicht darum handeln, alle Einzelheiten einer solchen staatlichen Organisation des Buchhandels auszumalen; einmal wird eine solche Reform doch kommen müssen. Die Bücherproduktion und der Bücherbetrieb sind Kulturarbeiten, denen sich die Gemeinschaft zu unterziehen hat und die nichts mit der auf Profit gerichteten privatwirtschaftlichen Unternehmung zu tun haben sollten.

H. H.

In Sommerarbeit auf dem Rittergut.

10]

Von Heinrich Helel
Sonntag.

Das Ungeziefer ließ mich die ganze Nacht hindurch nicht zur Ruhe kommen. Erst gegen Morgen versiel ich in einen tiefen Schlaf. Aber schon um sechs Uhr früh riefen Weiberstimmen, daß es Zeit sei zum Aufstehen. Doch wir redeten und streckten die Glieder und blieben liegen.

Und das Gefühl, heute nicht schlafen zu müssen, war so wohl-tuend, daß ich an weiter nichts dachte als dies.

Nach und nach erhob sich einer nach dem anderen. Heute wuschen sich die wenigsten in den Heringsbosen. Einige brachten ganze Eimer mit Wasser herauf, zogen sich die Hemden aus und begannen sich zu waschen. Bald glück der Fußboden einem Teiche.

Es war rührend zu sehen, wie diese Menschen sich wuschen, reine Hemden anzogen und schlieflich doch in der dreckigen Höhle bleiben mußten. Was half ihnen da ihr Waschen?

So schienen auch die übrigen zu denken, die sich nur Gesicht und Hände wuschen.

Von unten schallt die Stimme des Vorknitters durch die Kaserne: „Penicze!“ (Geld!)

Wie elektrifiziert springen alle auf und eilen hinab. Geld! Geld! Der Fußboden im Speiserraum ist noch feucht vom gestrigen Reinemachen. Ebenso die Tischplatten. Genau so ist's in dem Küchenraum.

Dort hat der Vorknitter einen Tisch aus seiner Stube heraus-gestellt und sitzt hemdärmlich mit Kartoffeln an den Füßen dahinter. Aus einem Buch liest er die Namen der Leute. Neben dem Buche steht eine Kaffette, aus der er das Geld nimmt.

Zuerst kommen die Männer an die Reihe, Namen, bei deren Aussprache man sich die Zunge verrenken kann, werden aufgerufen. Die meisten bekommen 12 Mark 45 Pfennige.

Es wirkt lachhaft auf mich, daß diese Männer diesen lächer-

lichen Betrag als „Lohn“ für ihre Arbeit bekommen. In der Fabrik bei uns haben die Arbeits- und Laufburschen 3—5 Mark mehr. Hastig greifen die Aufgerufenen nach den Geldstücken und entfernen sich. Die anderen, Frauen, Mädchen und Männer hocken ringsum auf dem langen Herbe, dem Tische am Fenster, stieben an den Wänden und Ähren und warten mit glänzenden Augen.

Kun kommen die Akkordmäher:

„Hytel,“ ruft der Vorknitter, „24 Mark.“

„Buschal 24 Mark.“

Der zuerst Aufgerufene ist nicht mit dem ausgezahlten Lohne zufrieden. Der andere auch nicht. Es sei zu wenig. Der Morgen zu 8,50 Mark mache doch mehr aus.

„Na, dann kommt nachher, wenn ich fertig bin.“

Es folgen noch einige Akkordmäher, dann kommen die Burschen an die Reihe.

5 Mark 8 Pfennige und 3 Mark 88 Pfennige bekommen sie. Je nach dem Alter.

Dann kommen die Frauen an die Reihe.jene, die volle Woche haben, kriegen 8 Mark 68 Pfennige. Einige, die im Akkord gebunden haben, kriegen etwas mehr, andere, die Stunden veramt haben, weniger.

Allen ist bereits für die „Kost“, das heißt für die Kartoffeln 80 Pf., vom Lohn abgezogen worden. Ich komme als Letzter, weil ich als Neugekommener am Ende der Lohnliste verzeichnet bin und bekomme für einen Tag 2,20 M. ausgezahlt. Und während ich sie in die Tasche gleiten lasse überlege ich, wofür ich die 2,20 M. bekommen habe. Für die qualvollen Nächte, in denen mich das Ungeziefer fraß, oder für die Bluderei auf den Feldern draußen.

Nach einer Weile ruft der Vorknitter: Kartoffeln holen! Ich habe keine zu holen, da ich „ohne Kost“ arbeite. Doch um mir die Geschichte mit ansehen zu können, erlaube ich die Maruschka, die mich zum Essen vorgestern mittag eingeladen hatte, mich für sie gehen zu lassen. Natürlich ist sie gern dazu bereit, und ich habe zwei Fliegen mit einem Schläge: kann mir die Geschichte mit ansehen und dann habe ich der Marie einen Gegendienst erwiesen und bin ihr nichts schuldig.

Jeder hat einen leeren Sack über die Schulter geworfen und so gehts in feierlichem Aufzuge nach dem Gute. Der Vorknitter vorweg. Dort sind bereits die Kartoffeln in Säcke gefüllt und ab-gewogen. Ein jeder gibt den leeren ab und kriegt den — vollen kann man nicht gut sagen, weil ers nicht ist — na aber, also den vollen dafür.

Dann gehts wieder zurück über den Hof. Und im Gehen fällt mir ein: in H., wo ich mal als Volontär-Verwalter war, gingen die Knechte, denen ich jeden Morgen den Hafer für die Pferde aus-zugehen hatte, mit ihren Bündeln über den Hof wie wir jetzt.

Schon auf dem Wege nach dem Gute hatten die beiden Mäher eine lebhafte Debatte mit dem Vorknitter wegen der Lohn-differenz. In der Kaserne angekommen wurde sie noch lebhafter und heftiger. Doch blieb der Vorknitter dabei: Ihr habt bekommen, was Ihr zu bekommen habt.

Drinne im Speiseraum saßen die Leute und tranken zur Feier des Sonntags Kaffee. Ich merkte auch ein Gelüst danach und ging ins Gasthaus und bestellte mir eine Portion. Aber dort waren bereits die beiden und schimpften weiblich auf den Vorknitter, der sie betrügen wolle. 32 M. hätten sie zu kriegen und nicht 24. Dabei tranken sie einen Schnaps hinter dem anderen. Bald kamen noch mehrere aus der Kaserne hinzu. Ich hatte mich schon während der vorher-gehenden Tage gewundert, daß ich keinen von ihnen Schnaps trinken sah. Nun wurde mir klar: es war gegen Ende der Woche gewesen, da hatten sie kein Geld mehr gehabt. Dafür tranken sie jetzt um so mehr und boten mir an, ich solle mit trinken.

Ich lehnte ab. Dankend, aber entschieden, und fügte hinzu, sie sollten auch keinen Schnaps trinken, wie ich.

Ja, was sollen wir dann trinken? Der arme Mensch muß doch auch etwas haben!

Das waren ihre Argumente.

Ich machte, daß ich fortkam, und schlenderte hinaus ins Freie. Ein schöner, sonniger Morgen war's. Der Wind strich so lau an den Schläfen vorüber und die Vögel sangen so fröhlich. Ein Stück Weges war ich gegangen, dann warf ich mich ins taufrische Gras. Ach! wie wohl das tut! Gedankenlos starre ich hinauf in die un-endliche Bläue. Dort, hoch oben steht ein winziges Wölkchen wie festgebant. Mit Wollust strecke und dehne ich die Glieder. Groß-artig! So im Graue zu liegen, ins Bläue zu starren und nichts zu denken, rein gar nichts! Die überreizten Nerven und Muskeln aus-ruhen zu lassen! Heute habe ich wirklich Ferien! Hier gibt's keine Zeitung zu lesen, keine Versammlung zu besuchen. Hier bin ich ab-geschieden von der großen, lärmenden Welt und will sie vergessen. Heute wenigstens! Jrgendwo in der Nähe summt ein Käfer; oder ist's eine Biene? —

Wie lange ich so gelegen habe, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß mir unbeschreiblich wohl war, und daß ich plötzlich aus meiner Ruhe grausam aufgeschreckt wurde. Vom Gasthause her drang zwar nicht laut, aber immerhin noch vernehmlich genug das Schnarren eines Grammophons:

Lasset uns das Leben genießen,
Lacht uns froh und glücklich sein;
Denn die goldenen Tage, sie fliehen —
Trinket aus, schenket ein!

Ich erhob mich ärgerlich über diese Störung und ging wieder zurück. Am Gute traf ich die Leute aus der Kaserne. Sie gingen zur Kirche nach dem 8 Kilometer entfernten Städtchen, das eine katholische Kirche hat. Die Frauen in ihrem sonderbaren Kopfschmuck, in Wulsen und steifgestärkten Röcken. Die Männer in glänzenden Schafstiefeln.

Ueber den Dorfplatz ging ich und an den niedrigen Galen der Anstalt vorbei. Vor der Tür der letzten Kasse spielten drei kleine Kinder mit einem hölzernen Pferde und an den Türpfosten gelehnt stand der Pferdeknecht in blauer Schürze und Wulst und sah seinen Kindern zu. Ich grüßte ihn und sehe einen Augenblick den Kindern zu, die eben wegen des Pferdes sich streiten. Der Vater beschwichtigte sie, und half zu mir gewendet, meint er: Die Gesellschaft kann nicht ohne Streit auskommen.

Ja, ich kenne das. Hab' auch zwei solcher Geister zu Hause.

Du bist verheiratet?

Ja.

Wo bist Du her?

Ich erzählte ihm, wo ich hergekommen bin und daß ich hier vorübergehend arbeite.

Bald gelingt es mir, das Gespräch auf das Gut und den Herrn zu bringen.

Er arbeite nicht auf dem Gute, sondern gehöre zu einem Bauer, deren es im Orte zwei gäbe. Auf dem Gute hätte er früher gearbeitet und sei froh, von dort los zu sein. Der Administrator sei kein Guter. Erst zu Anfang der vergangenen Woche sei seinetwegen der Maschinist fortgegangen, nachdem es einen tüchtigen Krach gegeben habe wegen des Selbstbinders. Der Selbstbinder wollte nicht funktionieren und der Maschinist sagte, es müßten verschiedene Teile der Maschine durch neue ersetzt werden. Der Administrator hingegen hatte gesagt, es müsse auch so gehen, aber der Maschinist verstande nichts davon. Das wollte sich dieser nicht gefallen lassen; es gab einen mächtigen Krach und der Maschinist mußte gehen. Der Selbstbinder ging aber trotzdem noch nicht und schließlich mußte doch ein Monteur kommen und die betreffenden Teile neu einsetzen. „Du das ist dir einer“, fügte er noch mit einem viel sagenden Blicke hinzu.

Nun erzählte ich ihm, wie er mich in Arbeit nehmen wollte und was er mir alles als Lohn versprochen hatte.

Ja das macht er immer so. Das ist nichts Neues. Aber wenn er die Leute hier hat, geht's anders los. Wenn du jetzt wirklich herziehst und du brauchst Kartoffeln, dann kriegst du keine von ihm. Bis im Herbst, dann fährt er dir die 72 Zentner auf einmal an. So macht er's.

Voriges Jahr hat er sich sieben Familien aus Westpreußen kommen lassen. Mit denen hat er's auch so gemacht, und da rückten ihm dreie davon gleich nach 14 Tagen wieder ab. Lern du den erst mal richtig kennen!

Dann kamen wir auf die Lohnverhältnisse zu sprechen. Die Bauern zahlen eine Mark wöchentlich mehr an ihre Leute als das Gut, erzählte er. Dann fragte er mich, wie es mir in der Kaserne gefalle.

In der Not frist der Teufel Fliegen, sagte ich. Lange kannste auch nicht mitmachen, meinte er. Dann fragte ich nach dem Einkommen und der Stellung des Vorschneiters.

Der steht sich gar nicht schlecht. Der hat 5 Mark täglich, die Wohnung, und dann kriegt er vom Gute für die Leute, die er hat, jährlich 3 Mark auf jeden Kopf. Und die Leute selber müssen ihm auch noch etwas geben, weil er ihnen Arbeit versorgt hat.

Ist das wirklich möglich?

Ja, das kannst du mir schon glauben! Das ist noch gar nicht alles. Was der sonst noch hat, nebenbei — na, ich muß jetzt in den Stall rüber, 's ist um Elf. Ich muß die Pferde füttern. Adieu!

Ich ging hinüber nach dem Wirtschafte und bestellte mir Essen für Mittag. Dann schlenderte ich wieder hinaus.

Nach dem Essen ging ich in die Kaserne. Dort war fröhliches Lachen. Die Schnapsflasche kreiste. Ich sah dem Treiben eine Zeitlang zu und ging dann nach oben. Nur drei Mann waren oben. Einer stützte an seiner Hofe; die anderen lagen ausgestreckt auf ihrem Lager und rauchten Zigaretten.

Da fiel mir ein, daß ich noch nicht rasiert sei, und fragte den einen, wo man sich rasieren lassen könne. Im nächsten Augenblick stand schon einer auf, kam mit Seife und Messer und seifte mich ein. Dann fuhr mir das Messer über Wangen, Kinn und Kehle. Dann und wann krieb es einmal hängen und fuhr ein wenig in die Haut. Aber ich verzog keine Miene. Eifrig hantierte Jakob weiter. Er war ein stämmiger Bursche von etwa 25 Jahren. Unter dem schwarzen Kopfsaar hatte er eine kurze, gedrungene Stirn, darunter eine breite, nach oben gestülpte Nase. Der Mund war kräftig und gut entwickelt und hielt selbst jetzt die Zigarette.

Endlich war ich fertig, und zuborkommend hielt er mir eine der Heringsdosen mit Wasser und ein nicht ganz reines Handtuch hin. Als ich ihm einen Groschen hinreichte, schüttelte er den Kopf. Nein, unter Kameraden kostet es nichts. Geld nehme ich nicht. Ich holte Zigaretten für den Groschen, die nahm er. Dafür mußte ich mittrauchen.

Eine Stunde später lernte ich ihn von einer anderen Seite kennen. Ich lag auf der Pritsche und unterhielt mich mit dem jungen Burschen, der neben mir lag. Da kommt Jakob zu uns und fragt den Jungen:

Du, wie wird's nu mit den Stiefeln?

Keine Antwort.

Entweder Du läßt sie reparieren oder bezahlst sie ganz,

sonst —

Wieder keine Antwort; starr sieht der Angeredete vor Jakob vorbei.

Dieser wendet sich um, geht an sein Bett und wirft sich platt auf den Bauch. Nach einer Weile kommt er mit einem Paar Stiefel zurück, von dem der rechte über dem Kiste ein spannenweites, klaffendes Loch hat.

Und nun erzählt er mir, den defekten Stiefel zeigend, daß er sie dem Jungen vorige Woche an einem Regentage geliehen habe, weil er nur Holzpantoffel an den Füßen hatte und keine Stiefel besitzt. Und so nun hat er sie ihm unters Bett gestellt, als er sie nicht mehr brauchte. Ob das zubiel verlangt sei, wenn er nun den Schaden gut gemacht haben wolle.

Sicher nicht, gebe ich ihm zur Antwort und rede dem Jungen zu, die Stiefel doch reparieren zu lassen. Doch der rührt sich nicht. Da packt den Jakob die But: Wenn Du das nicht tust, dann nehme ich Dich bei den Weinen und zerreiße Dich wie einen Hund.

Und als sich der Junge noch immer nicht regt, nimmt er, schäumend vor Wut, die Stiefel und haut sie ihm ins Gesicht.

Laut aufschreiend, rennt dieser hinunter zur Tante, und im nächsten Moment ist die oben und leist. Bald ist der Raum voll Zuschauer, denen Jakob den Fall erzählt. Die ergreifen für Jakob Partei und bald ist der Krach zu Ende.

Einzelnen und in Gruppen kehren die Kirchgänger heim. Viele mit unsicheren Schritten. Nun wird es lebendiger in der Kaserne. Bald mache ich eine neue Entdeckung: Die Leute, junge und alte, knien auf ihre Holzkoffer nieder und beten den Rosenkranz. Den Blick geradeaus gerichtet, starr und unerbauert, murmeln sie mechanisch Worte auf Worte.

Nun sind sie fertig. Wenige Minuten später sitzen sie in Gruppen auf ihren Pritschen und spielen 17 und 4 um Fünfspennigstüde.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

Völkerrunde.

Trauringe aus Käse. Der kleine, ruthenische Volksstamm der Huzulen ist dem Ethnologen ein dankbares Studienobjekt. Seltam sind z. B. die Hochzeitsgebräuche, die bei diesem Völkchen herrschen. Schon, daß nicht nur die Braut, sondern auch der Bräutigam bei der Trauung einen Kranz trägt, den man ihm mit großer Feierlichkeit auf der Mütze besetzt hat, berührt uns dröcklich. Auch den Kränzen selbst fehlt es nicht an Merkwürdigkeiten. Sie bestehen aus Immergrünblättern und werden mit Geldstücken und Zittergold geschmückt. Im Kranze vorhanden sein muß aber vor allem auch — Knoblauch, weil dieser als Abwehrmittel gegen alles Böse gilt. Im huzulischen Brautkranz stecken bleiben muß außerdem die Nadel, mit der er zusammengenäht wurde. Außer mit den Kränzen schmückt sich das Brautpaar zur Trauung nun auch noch mit je einem großen Ringe, der aus hartem, getrocknetem Käse besteht und am linken Arm getragen wird. Ist die Trauhandlung vollzogen, so reitet die Braut mit ihrem Gefolge im Galopp zurück in ihr Elternhaus, während der Bräutigam mit seinen Begleitern absichtlich zurückbleibt. Erst wenn mit der jungen Frau einige zur Feier des Tages gehörige Zeremonien vorgenommen worden sind, erscheint draußen der frischgebackene Ehemann. Zum Zeichen seiner Ankunft sendet er der Neuv vermählten seinen Käsering hinein. Diese schießt ihm dafür den ihrigen heraus, und die Festlichkeit nimmt nun ihren weiteren Verlauf. Wie ein Kenner huzulischen Volkslebens, der Folklorist R. R. Kaindl, beobachtet hat, werden die „Käsernen“ Trauringe oft jahrelang zum Andenken an die Hochzeit aufbewahrt.

Medizinisches.

Die Krankheit der Gießer. Seit langem beschäftigt sich die Heilwissenschaft mit einer eigenartigen Erkrankung, von der unter Gießerereimungen die in Messinggießereien tätigen Arbeiter ergriffen werden. Man führte diese Fieberanfalle auf die Einatmung der beim Gießprozeß auftauchenden Kupferdämpfe zurück, aber diese Hypothese wurde durch die Beobachtung widerlegt, daß in manchen Betrieben diese Kupferdampfvergiftungen nicht eintraten. Der französische Forscher Vargeron hat nun nach langen Untersuchungen und Experimenten die Ursache dieser Krankheit der Gießer aufgedeckt: nicht die Kupferdämpfe sind als die Krankheitsreger anzusehen, sondern die Zinkdämpfe. Um die Krankheitsgefahr zu beseitigen, genügt es nach den Ausführungen Vargerons, wenn für eine zwangsweise Ableitung der von den Schmelzöfen ausgehenden Zinkdämpfe gesorgt wird. Bereits eine einfache Verbesserung der Ventilationsbedingungen in den Arbeitsräumen soll genügen, um diese Krankheit, die als eine vorübergehende Vergiftung des Organismus anzusehen ist, auszuschließen.